

Marianne Wintersteiner  
So fang es heimlich an

Von Hans Fallada zu Hannes Valentin

Roman

Edition Pommern  
2017

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von:  
Gunnar Müller-Waldeck  
Einbandillustration und Illustrationen: Regina B. Apitz

Impressum:

Autorin: Marianne Wintersteiner

Titel: So fang es heimlich an

Von Hans Fallada zu Hannes Valentin

Elmenhorst/Vorpommern: Edition Pommern 2017

ISBN: 978-3-939680-38-3

[www.edition-pommern.com](http://www.edition-pommern.com)

Willst du dein Herz mir schenken,  
So fang es heimlich an,  
Daß unser beider Denken  
Niemand erraten kann.  
Die Liebe muß bei beiden  
Allzeit verschwiegen sein,  
Drum schließ die größten Freuden  
In deinem Herzen ein!

Behutsam sei und schweige  
Und traue keiner Wand,  
Lieb innerlich und zeige  
Dich außen unbekannt:  
Kein Argwohn muß du geben,  
Verstellung nötig ist,  
Genug, daß du, mein Leben,  
Der Treu versichert bist.

Begehre keine Blicke  
Von meiner Liebe nicht.  
Der Neid hat viele Tücke  
Auf unsern Bund gericht'.  
Du mußt die Brust verschließen,  
Halt deine Neigung ein,  
Die Lust, die wir genießen,  
Muß ein Geheimnis sein.

(gekürzt, Verfasser unbekannt)



Das ist die Geschichte meiner kleinen Schwester Anne. Wir haben sie alle geliebt, so wie sie war, ein unbeschwertes, fröhliches Geschöpf, dem Leben so zugetan, dass sie vielen als dessen Inbegriff erschien. Von ihr ist ein Ausspruch überliefert, den sie als Siebenjährige getan haben soll:

„Ich möchte ewig leben, ewig.“

Sie lebt nicht mehr. Jene Anne ist tot, obgleich sie nicht gestorben ist. Was von ihr übrigblieb, ist eine Frau an der Schwelle zum Alter, die das ununterbrochene Auf und Ab des Lebens müde gemacht hat, die skeptisch auf diese Zeilen blickt und sich fragt: War es wirklich so? War ich das?

Im Grund ihrer Seele sehnt sie sich heute noch nach der Schönheit und der Liebe der Welt, die zusammengehören, damals wie heute.

\*

Um diese Stunde begann hauchzart das Flöten eines Vogels. Es war noch sehr früh am Morgen.

„Es ist eine Singdrossel“, sagte der Mann und lauschte. „In einer Viertelstunde hört sie auf zu singen.“

Das Mädchen an seiner Seite schwieg. Alles an ihr war schmal. Ihre Schultern, ihre Hüften in einer zu weiten, blauen Turnhose, die Fesseln in geringelten Söckchen und die Hände, die das Mädchen nun langsam hob und behutsam um das Gesicht des Mannes legte.

„Nimm mich mit Hannes“, sagte sie im schmeichelnden Tonfall der Österreicherin.

„Sie lassen dich doch nicht weg. Ich kenne doch die Sitten im Sanatorium. Ich kann dich in Berlin auch nicht brauchen. Wie soll ich dich dort herausstreichen, Quellchen, wenn du neben mir stehst und lächelst. In drei Tagen bin ich wieder hier, Anndl.“

Seine norddeutsche Zunge mühte sich vergeblich, ihren Namen so auszusprechen, wie sie es gewohnt war. Sie lächelte ihr verstecktes Lächeln. Es lag leicht und winzig in ihren Mundwinkeln. Unter der Haut, wie er es nannte.

Sie nahm die Hände von seinen Schläfen, wandte den Kopf. Er sah ihr Profil. Es war klar und weich. Sie war noch sehr jung.

\*

Seine Gedanken schweifen zurück. Er sieht sich als Junge in einem Alter, in dem heute das Mädchen ist. Und etwas greift an sein Herz, wie so oft, wenn er an sie und sich denkt, an dieses Mädchen, das seine Tochter sein könnte. Da er spät geheiratet hat, ist sein Sohn doch wesentlich jünger als Anndl. Aber er hätte sehr gut ihr Vater sein können.

Er hält seine Gefühle im Zaum. Sie sieht in ihm den väterlichen Freund, er wärmt sich an ihrer Verehrung, an ihrer natürlichen Heiterkeit. Und er verzweifelt fast, wenn er daran denkt, dass dieses Geschöpf ja eines Tages fortgeht, fortgehen muss, wenn es geheilt ist.

Es kommt ihm ein Gedanke. Es gäbe eine Möglichkeit, sie immer um sich zu haben. Als Haustochter, wie seine Frau seit Jahr und Tag solche Mädchen beschäftigte. Dieser Gedanke ist so faszinierend, dass er ganz vergisst zu bedenken, wie sich seine Frau zu so einem Vorschlag stellen würde.

Luise ist misstrauisch. Er hat ihr bis jetzt nie einen Grund zur Eifersucht gegeben. Trotzdem liegt sie stets auf der Lauer. Er macht sich nichts vor. Er wusste, dass es nicht Liebe ist, die sie so wachsam sein lässt. Es ist die Hoffnung, dass er sich eine Blöße gäbe, eine, die sie als Handhabe benützen könnte. Wozu?

Ja, wozu? Während er sich ins Heidekraut zurücklehnt, das trocken ist, beginnt er zu grübeln. Anne sieht, wie sich sein Gesicht verschließt, wie seine Lippen ein Strich werden, und sie weiß, dass sie ihn nun nicht stören darf. Vielleicht denkt er über den Titel seines neuen Manuskriptes nach. Es ist fertig, doch der Titel fehlt.

Aber Hannes Valentin denkt nicht an seine Romangestalten. Er denkt an Luise, seine Frau.

Haben wir uns nicht einmal geliebt? Hat sie mir nicht gefallen in ihrer raschen, flinken Art, ihrem praktischen Sinn? Warum geht es heute nicht mehr? Warum hasst sie mich?

Oder ist es kein Hass? Ist es nur die Angst, dass er erkannt haben könnte, dass sie nicht so ist, wie er sie einmal sah? Ist es ihre von Unsicherheit und Neid erfüllte Angst, die sie so hektisch, unausgeglichen, ungerecht

sein lässt?

Sie scheint immer auf dem Sprung zu sein, Fehler an ihm zu entdecken. Neue Fehler zu den alten, die ihr vom häufigen Gebrauch der Kritik wohl schon abgenützt scheinen.

Sie will stets anders als er, selbst in den unwichtigsten Dingen versucht sie, ihren harten Kopf durchzusetzen. Nur in Gegenwart des Personals nimmt sie sich zusammen. Es ist ihm längst zur Gewohnheit geworden, so selten wie möglich mit ihr allein zu sein.

Aber da sind die Nächte. Um des Personals Willen schlafen sie in einem Raum. Fast empfindet er es als Wohltat, wenn sie wochenlang nicht mit ihm spricht. Nur in Gegenwart der Kinder und der Haustöchter spielen sie dann das Spiel der Eheharmonie. Es ist ein beschämendes, würdeloses Spiel – und er ist nur glücklich, wenn er in seinem Zimmer sitzt und schreibt. Sein Verleger wundert sich oft, dass ein Manuskript so schnell fertig wird. Es dauert meist nur wenige Wochen. Wochen, in denen für ihn nichts als seine Arbeit existiert.

Dann ist er wie auf einer Insel, auf der nur seine Romangestalten Leben haben, die nach seinem Willen agieren, Wünsche und Begierden äußern, sich formen lassen wie Wachs.

Sein Leben am Schreibtisch steht in krassem Gegensatz zu seinem wirklichen, und es lässt ihn das wirkliche Leben ertragen.

Doch nicht immer. Nach den letzten Zeilen, mit denen er seinen Roman abschließt, kommt fast regelmäßig der Zusammenbruch. Es ist keinesfalls die Erschöpfung des Schaffenden – wie Luises Version lautet, die sie dem Verleger und den Freunden weitergibt. Es ist nichts als die Unruhe und die Angst vor dem wirklichen Leben an der Seite Luises, an der Seite seiner Frau, die ihn nicht liebt.

Immer wieder versucht er, diese Erkenntnis abzuschwächen, die so oft in seinen Romanen beschworene heile Welt in den eigenen Alltag zu tragen. Er hofft inbrünstig, dass er sich in diesem Punkt irrt, dass im Herzen seiner einstmaligen geliebten Luise noch ein Rest von Liebe für ihn übriggeblieben ist. Aber in seinem unbezähmbaren Drang nach Wahrheit kann er sich nicht der Tatsache verschließen, dass Luise niemals so war wie das Traumbild, das er sich von ihr gemacht

hatte. In unbarmherziger Selbstkritik sucht er die Schuld bei sich. Ich hätte sie eben nie heiraten dürfen. Es gab immer wieder Momente – schon in der ersten Zeit des sich Kennenlernens, in denen er unsicher war, ob seine Wahl auch richtig sei. Aber er verschloss sich dieser Befürchtung. Er war feige. Damals und heute auch.

\*

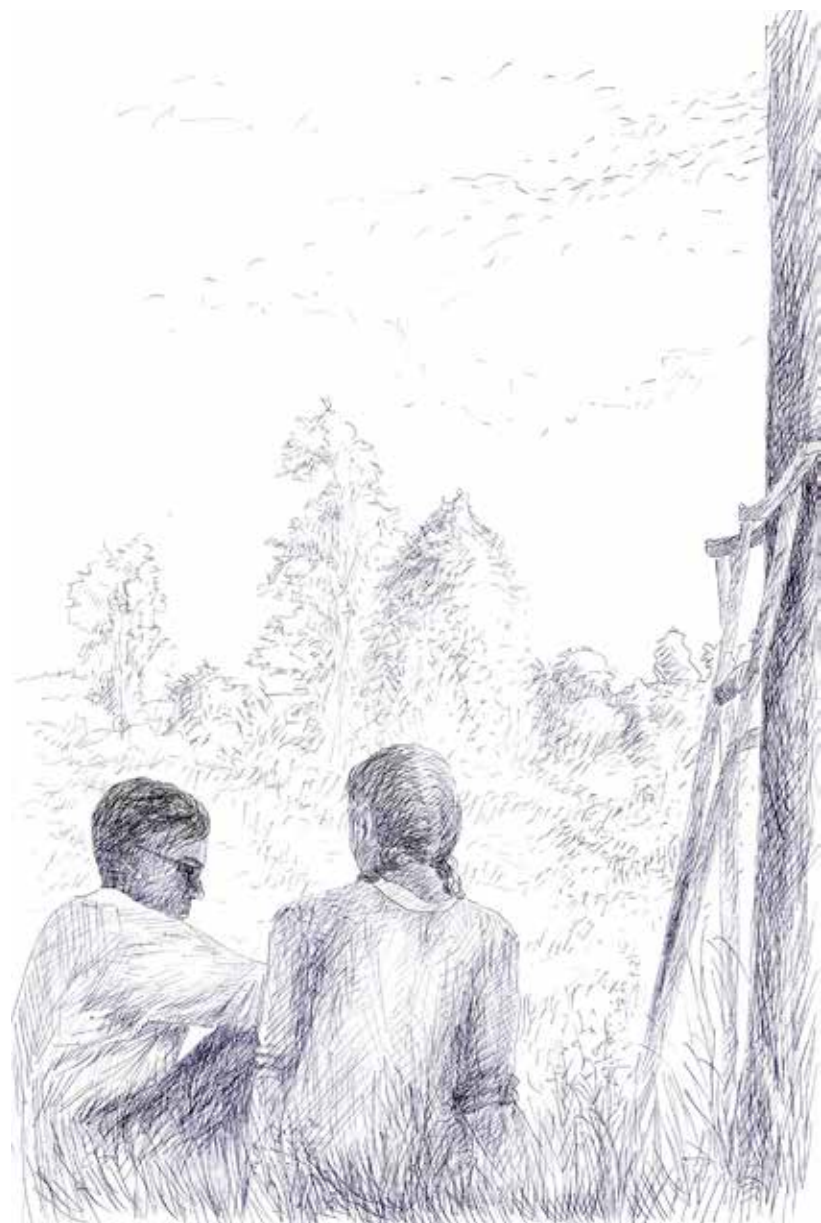
Wäre er doch nur arm, arm wie damals, als Luise in sein Leben trat, und wäre auch Luise arm – es fiel ihm nicht schwer, eine Ehe zu lösen, die keine mehr war. Nun waren Kinder da, und er war berühmt und relativ wohlhabend.

Luise sorgte dafür, dass wohldosierte Portionen seiner Ehekrise im Freundeskreis bekannt wurden. Ihre Version: Nun ist er berühmt, jetzt bin ich ihm nicht mehr gut genug. Diese Version wirkte. Er allein wusste, und dieses junge Mädchen an seiner Seite, dem er sich anvertraut hatte, dass es nicht so war.

Er sieht die Gesichter seiner Freunde. Sind es wirklich seine Freunde? Ist es nicht vielmehr so, dass sie ihm alle den Erfolg irgendwie neiden? Dass sie, genau wie Luise, darauf aus sind, seine Schwächen und Fehler herauszuheben, weil sie spüren, dass sie ihm sonst nicht gewachsen sind? Dass seine Zurückgezogenheit, seine Großzügigkeit und Freundlichkeit ihnen gegenüber nichts nützt? Oder anormal hellhörig geworden?

Aber vielleicht haben auch seine Freunde Luisens Wesen längst durchschaut? Und halten sich nur unsicher zurück, denn er selbst ist es ja, der seiner Frau in Gegenwart anderer immer wieder den Heiligenschein zurechtrückt, den er ihr nun einmal aufgesetzt hat. Freilich zu einem Zeitpunkt, als er sich mit diesem Heiligenschein ihrer Liebe versichern wollte. Sie sollte vor aller Welt – denn in seinen frühen Büchern trugen die Frauen oft Luisens Züge – seiner Verehrung gewiss sein. Sie sonnte sich geschmeichelt in dieser Verehrung, aber ihre Kargheit und Härte lösten sich nicht. Sie war und blieb so, wie er es immer schon insgeheim befürchtet hatte: Luise kannte nur sich und ihren engen Lebenskreis. Er selbst gehörte nicht dazu. Er war ihr offensichtlich irgendwie unheimlich, fremd, bis in ihr innerstes





Wesen.

Sie gebar ihm Kinder, sie teilte Unglück und Glück mit ihm – aber sie blieb auf geradezu unheimliche Weise sie selbst: die kleine Lageristin, ehrbare, vernünftige Tochter einer ebenso ehrbaren Witwe, die mit sicherem Instinkt von Anfang an gegen diese Heirat war. Wohl weil sie erkannte, dass dieser sonderbare Habenichts nicht zu ihrer Tochter passte. Vielleicht hatte er der Schwiegermutter damals, als er so wütend auf sie war, Unrecht getan. Sie hatte sicher am besten gewusst, was für ihre brave, fleißige Tochter gut war, jedenfalls nicht dieser verbummelte Sohn eines Richters. Aber nicht zuletzt war es ja gerade der Widerstand der Mutter gewesen, der Luise und ihn so rasch in den Hafen der Ehe getrieben hatte.

\*

„Ich muss zurück“, sagt Anne an seiner Seite. Sie zieht die Füße mit den bloßen, braunen Zehen an die Schenkel und steht schwerfällig auf. Nun erkennt man, dass ihr linkes Knie mit einer weißen Binde umwickelt ist und dass sie nur auf einem Bein sicher steht. Sie humpelt eilig auf den Krücken den von Kiefernadeln bedeckten Weg entlang. Er hat den Arm um ihre Schultern gelegt. Sie ist fast ein Kopf kleiner als er.

Die letzten hundert Meter geht sie allein. Der Mann steht neben einer Kiefer und hebt leicht die Hand, als sie sich umdreht.

Der Pförtner betrachtet sie freundlich. Er mag sie, weil sie immer nett und gefällig ist – eine Patientin, die nie Ärger macht. Er weiß, dass sie Frühaufsteherin ist und fast täglich im weitläufigen Waldpark des Sportsanatoriums, der in geschlossenen Hochwald übergeht, spazieren humpelt. Sie ist aber immer pünktlich zum Frühstück zurück.

In dem kleinen, villenartigen Pavillon ist schon alles lebendig. Die jungen Patientinnen – ausnahmslos Sportlerinnen oder Sportlehrerinnen, die ihre Sportverletzungen ausheilen – sind mit dem Frühstück schon fast fertig, als Anne den Schlafsaal betritt. Eva köpft ein Ei.

„Ich hab es mir von deinem Teller geholt. Du magst es ja sowieso nicht, oder?“, fragt sie.

„Eva frisst für drei“, meldete sich Lotte, ihre Nachbarin. „Und du,

Anndl, wirst immer dünner.“ „Das macht die Liebe“, kicherte Eva und verschluckte sich gleich an dem Ei.

Lotte lacht, Eva prustet, Anne setzt sich aufs Bett und beginnt mit geringem Appetit zu essen. Sie isst nur die Hälfte des Frühstücks, und Eva langt flink nach den Resten.

Fräulein von Hammer betritt den Schlafsaal. Sie ist Heilgymnastin.

„Anndl, du kommst erst um neun dran. Ich muss vorher die Tennhoff drannehmen. Holst du mir noch Erdbeeren vom Schaffert? Gib sie in den Kühlschrank.“

Anne ist mit der Hammer befreundet. Das einsame Fräulein von Hammer, mit ihrer mächtigen Figur, dem großflächigen Gesicht, in dem die hellen Augen aufmerksam Menschen und Gedanken zu durchdringen scheinen, hat das stille Mädchen ins Herz geschlossen. Sie hat sich vom ersten Tag an des aus dem Nest gefallenen Spatzen angenommen.

Verstört und unsicher – Anne hatte gerade eine abenteuerliche Flucht über die Grenze hinter sich gebracht – war sie ihr in der Aufnahmeabteilung aufgefallen: Sie hatte den gehetzten Augenausdruck einer Gejagten. Da interessierte sie sich für die Neue und erfuhr, dass das Mädels, knapp 18 Jahre alt, von den tschechischen Behörden gesucht wurde.

Der Grund: Sie war an der österreichischen Grenze mit verbotenen Schriften, BDM-Heften, erwischt worden, die sie über die tschechische Grenze schmuggeln wollte. Es wurde ihr der Pass abgenommen, daheim Hausdurchsuchungen durchgeführt, und am Tag vor ihrer Flucht war ihr von Freunden die drohende Verhaftung durch die tschechische Miliz mitgeteilt worden. Eine Fluchtorganisation hatte sie nach Deutschland gebracht. Durch den VDA war sie hierhergekommen, eine Knieverletzung auszuheilen. Nachdem Fräulein von Hammer in dem dünnen Heftakt des Mädchens geblättert hatte, hatte sie wieder einen kurzen Blick auf sie geworfen.

Das Mädels war mager, ihr Gesicht sehr schmal, die Augen groß und von eigenartiger Farbe – einem blassen Braun mit helleren Tupfen -, aber es war nicht die Farbe dieser Augen, die die Hammer

faszinierte. Es war der eigenartige Ausdruck in ihnen – halb Trauer, halb Hoffnung, beides überdeckt durch eine Art Angst. Renate von Hammer, die Menschenkennerin, wurde nicht klug aus ihnen.

Später, Wochen später, erfuhr sie von der kleinen Anne, dass sie damals in der Aufnahmeabteilung nur auf der Suche nach 50 Pfennigen gewesen war. Sie hatte vom VDA zwar einen Freiplatz im vornehmen Sportsanatorium bekommen, besaß aber buchstäblich keinen Pfennig Geld. Nicht einmal so viel, um eine Briefmarke kaufen zu können. Und die brauchte sie, um nach Hause zu schreiben, dass sie gut über die Grenze gekommen sei.

Denn ihre Mutter harrte in tausend Ängsten auf diese Nachricht, die sie verschlüsselt an eine Bekannte zu schicken versprochen hatte. Sie war nun schon drei Tage in Deutschland und wagte immer noch nicht, um Geld zu bitten. Diese Gedanken hatten also den sonderbaren Ausdruck in ihren Augen bewirkt.

Zwischen dem älteren Fräulein Renate von Hammer und der kleinen Anne entwickelte sich bald eine herzliche Freundschaft. Das Mädchen blühte unter der Obhut der Älteren auf, sie nahm an Gewicht zu und an Lebenszuversicht und Fröhlichkeit. Jede freie Minute – außer wenn sie mit Hannes beisammen war – verbrachte sie in dem kleinen gepflegtem Appartement der Älteren.

Nun humpelte sie, mit dem Einkaufskorb am Arm, aus dem es süß nach Erdbeeren roch, hinüber ins Schwesternhaus. Sie schloss die Tür zur Wohnung auf, ging in die kleine Küche, wusch die Früchte und stellte die Schale in den Kühlschrank. Dann setzte sie sich an die Schreibmaschine, spannte einen Bogen ein und schrieb.

Sie schrieb rasch, ohne Unterbrechung und wie in Eile.

Nach vier eng beschriebenen Bögen sah sie auf die Uhr, zog hastig das letzte Blatt aus der Maschine und legte es in eine Mappe, zu zwei Dutzend anderen dicht beschriebenen Blättern. Dann humpelte sie, so schnell sie konnte, hinunter zum Floß am See, wo Renate schon auf sie wartete.

„Du hast wieder geschrieben, stimmt’s?“

Anne lächelte hintergründig.